



LISA MOORE *Und wieder Februar*

Roman · Hanser



Lisa Moore

Und wieder Februar

Roman

Aus dem Englischen
von Kathrin Razum

Carl Hanser Verlag

Leseprobe für vorablesen.de

Das Buch

Bei einem Unfall auf einer Bohrplattform vor Neufundland verliert Helen ihren Mann Cal. Die vierfache Mutter muss nun ihre Kinder alleine großziehen. Lange Zeit demonstriert sie nach außen hin Stärke: sie sucht sich Arbeit, erledigt den Haushalt und unternimmt Reisen. Doch innerlich bleibt sie von der Trauer um ihren Mann gebrochen. Als nach Jahren der Isolierung ein neuer Mann in ihr Leben tritt und die Kinder aus dem Haus sind, steht ihr Leben vor einer bedeutenden Wende. Lisa Moores Roman ist von erstaunlicher Intensität. Mit einer Sprache von ungewöhnlicher Sinnlichkeit erkundet sie die Gefühlswelt ihrer Protagonisten und erzählt eine Geschichte von der Möglichkeit des Glücks.

Die Autorin

Lisa Moore, 1964 in St. John's, Neufundland, geboren, studierte Kunst am Nova Scotia College of Art and Design. Heute lebt sie als freie Schriftstellerin in St. John's. Ihr Debütroman *Alligator*, Finalist des Scotiabank Giller Prize und Gewinner des Commonwealth Prize for Canada and the Caribbean, wurde ein nationaler Bestseller. Ihr Erzählungsband *Open* war ebenfalls Finalist des Scotiabank Giller Prize, nationaler Bestseller und gewann den Canadian Authors' Association Jubilee Award. Mit *Und wieder Februar* war Lisa Moore 2010 Finalistin für den Man Booker Prize.

Lisa Moore: *Und wieder Februar*
Roman
Aus dem Englischen von Kathrin Razum
336 Seiten. Gebunden
€ 19,90. Erscheint am 29. August 2011
ISBN 978-3-446-23751-3

www.hanser-literaturverlage.de

Früher Morgen

Sonnenauf- oder -untergang, November 2008

Helen sieht zu, wie der Mann die Schlittschuhkufe an das Schleifrad hält. Eine Stahlhaube fängt den orangefarbenen Funkenregen auf. Das tiefe Surren wird zu einem Kreischen, und sie denkt: Johnny kommt nach Hause.

Die Ladentheke unter ihren Fingern vibriert von der Schleifmaschine; Johnny hat gestern Nacht vom Flughafen in Singapur angerufen. Im Hintergrund das Dröhnen eines landenden Flugzeugs. Sie hatte sich auf den Ellbogen gestützt und nach dem Telefonhörer gegriffen.

Ihr Enkel Timmy steht wie gebannt vor dem Kaugummi-automaten. Ein mit Kuli beschriftetes Pappschild verspricht einmal Schlittschuhschleifen gratis, wenn man eine schwarze Wunderkugel zieht.

Ich hab einen Quarter, sagt Helen und öffnet den Reißverschluss ihres perlenbestickten Münztäschchens. Sie ist Mutter eines Sohnes und dreier Töchter und hat zwei Enkelkinder.

Meine Töchter waren folgsam, denkt sie, während sie nach dem Quarter kramt. Sie erinnert sich an eine schallende, schmerzhafteste Ohrfeige. Einmal hat sie Cathy ins Gesicht geschlagen, der weiße Abdruck ihrer Hand, der sich langsam rötete – das ist Jahre her, ein ganzes Leben. Helen verlangte

von den Mädchen, dass sie sich fügten, dass sie taten, was sie sagte, Johnny dagegen war nicht zu bändigen gewesen.

Ein Junge, so wie Cal, hatte sie gedacht, als sie entdeckte, dass sie mit Johnny schwanger war. Die Krankenschwester hatte ihr beim ersten Mal das Geschlecht des Fötus nicht genannt, aber Helen hatte gewusst, dass es ein Junge war. Die Ultraschalluntersuchung war morgens um fünf, und sie fuhr mit dem Rad hin. Die Lime Street war von einem frühen Oktoberreif überzogen. Um diese Uhrzeit standen noch Sterne am Himmel. Helens Hände am Lenker waren kalt. Den Carter's Hill hinauf hatte sie schieben müssen.

Mit welcher Macht ihr Sohn als Kind nach allem verlangt hatte. Nach diesem Welpen zum Beispiel, der hinter dem Supermarkt auf einem Stück Pappe gehockt hatte. Sie sprach von den Kosten, den Flöhen, dem vielen Auslauf, den so ein Hund brauchte. Aber Johnny wollte den Hund.

Das Schleifrad heult jedes Mal schrill auf, wenn die Kufe es berührt, und Helen nimmt eine Handvoll Münzen und lässt Timmy einen Quarter heraussuchen. Seine Mutter wird böse sein. Timmy isst sein Gemüse nicht, lebt von Makkaroni mit Käse. Es gibt Regeln – bei all ihren Töchtern gibt es drakonische Regeln. Das Schicksal der Welt kann von einer Wunderkugel abhängen. Nein heißt Nein.

Der gesamte Ertrag, liest Helen, geht an die Canadian Mental Health Association. Sie sieht zu, wie der Junge die Münze in den Schlitz steckt und den schwergängigen Hebel betätigt und wie die Wunderkugeln hinter der Scheibe nach unten sacken. Timmy hebt die kleine Klappe mit einem Finger an. Schwarz. Eine schwarze Wunderkugel rollt in seine Hand. Er dreht sich um und zeigt sie Helen. Strahlend. Seine blasse, sommersprossige Haut. Die blaue Ader an seiner

Schläfe. Kupferrotes Haar. Ganz die Mutter. Ganz und gar. Voller Freude, mit seinen farblosen Wimpern, den grünen, haselnussbraun gesprenkelten Augen. Die zweite Schlittschuhkufe am Schleifrad. Der Geruch heißen Metalls. Und die fächerförmig aufstiehbenden orangefarbenen Funken. Timmy hält die schwarze Wunderkugel hoch, und der Mann stellt die Schleifmaschine ab und schiebt sich die Schutzbrille auf die Stirn.

Einmal gratis, sagt er. Dabei verzieht er das Gesicht und fährt mit dem Daumen über die Kufe.

Johnny hat gestern Abend angerufen, um ihr zu sagen, dass in Singapur gerade die Sonne aufging. Auf- oder unterging, das wusste er nicht.

Ich weiß gar nicht, welcher Tag heute ist, sagte er. Er kam aus Tasmanien, hatte im Flugzeug geschlafen und jedes Zeitgefühl verloren. Der Empfang seines Handys war gestört, seine Stimme wurde mal lauter, mal leiser. Er hatte Helen geweckt. Nächtliche Anrufe erschreckten sie zu Tode.

Kann sein, dass heute Montag ist, sagte er. Oder Sonntag. Über den Palmen am Rand der Landebahn hängt eine große rote Kugel.

Hast du je versucht herauszufinden, wodurch sich das, was du bist, von dem, was du werden musst, unterscheidet?, fragte er. Er sprach leise, und Helen setzte sich etwas aufrechter hin. Manchmal war seine Stimme ganz deutlich zu hören.

Johnny konnte beim Anblick eines Sonnenuntergangs einfach gewaltig ins Philosophieren geraten, mehr nicht. Vielleicht war ja alles in Ordnung, dachte sie. Er war fünfunddreißig. Er war irgendwo in Singapur.

Sie dachte an ihn zurück: ein Tag am Strand, als er sieben

war, sein gebräunter Oberkörper, die Waden sandverkrustet. Ein paar größere Jungs hatten mit Tangbüscheln auf ihn eingeschlagen und ihn in die Wellen hinausgetrieben. Helen hatte von ihrem Buch aufgeblickt. Gerade war sie noch in ihren Roman vertieft gewesen, und im nächsten Moment watete sie durch das knietiefe Wasser und schrie sich die Seele aus dem Leib. Wegen des Windes hörten die Jungs sie nicht.

Ihr miesen Kerle!, brüllte sie. Ihr solltet euch was schämen! Dann war sie bei ihnen angelangt, und die Jungen erstarrten.

Er hat angefangen, Missus.

Seht ihr denn nicht, wie klein er noch ist? Herrgott noch mal. Sucht euch jemanden, der so groß ist wie ihr. Die Jungs stapften durch das Wasser davon und sahen sich noch ein paarmal nach ihr um, trotzig, aber verängstigt.

Wo waren die Mädchen an diesem Tag gewesen? Cal hatte sie ihr wohl abgenommen. Ein Strandtag vor langer Zeit, vor mehr als dreißig Jahren, und jetzt, hier, die Frisierkommode, das von einer Straßenlampe durchleuchtete Parfümfläschchen, die braune Flüssigkeit wie ein ruhiges Feuer, die Teppichfransen, ihr an einem Haken hängender Hausmantel; Johnny war ein erwachsener Mann. Sie umklammerte den Telefonhörer. Sie war fünfundfünfzig, nein, sechsundfünfzig.

Was du werden musst, hatte sie wiederholt.

Johnny gehörte zu den Männern, die nur selten bei ihrer Mutter anrufen, und wenn er es tat, war er abwechselnd energisch und konfus, und die Verbindung war immer schlecht. Oder irgendetwas stimmte nicht. Er wollte ihr von dem Sonnenuntergang erzählen, hatte sie gedacht, mehr

nicht. Die Sonne ging unter. Oder sie ging auf. Aber nein, es ging um mehr als den Sonnenuntergang. Diesmal hatte er etwas zu sagen.

Der Ladenbesitzer schiebt leuchtendrote Schoner auf die Kufen und knotet die langen Schnürsenkel zusammen, damit Timmy die Schlittschuhe über der Schulter tragen kann.

So, das war's, sagt er. Er gibt Timmy einen sanften Klaps auf den Hinterkopf. Timmy duckt sich schüchtern weg. Helen sieht, wie die Wunderkugel von der einen Backe in die andere wandert.

Geht's zum Eislaufen?, fragt der Mann.

Wollen mal ein paar Pirouetten drehen, sagt Helen.

Bald sind die Teiche zugefroren, sagt der Mann. Bei dem Wetter, das wir in letzter Zeit hatten.

Sie schauen alle aus dem Fenster. Die Straße ist von einer Schneebö weggeschmirgelt worden.

Basilika, Februar 1982

Die *Ocean Ranger* begann am Valentinstag 1982 zu sinken, und am nächsten Tag bei Morgengrauen war sie untergegangen. Die gesamte Besatzung kam ums Leben. Helen war damals dreißig, Cal einunddreißig.

Es dauerte drei Tage, bis feststand, dass niemand überlebt hatte. Drei Tage lang hofften die Menschen. Manche jedenfalls. Helen nicht. Sie wusste, dass die Männer tot waren, und es war ungerecht, dass sie es wusste. Sie hätte diese drei Tage auch gern gehabt. Heute erzählen die Leute, wie schwer

es war, nicht Bescheid zu wissen. Helen hätte gern nicht Bescheid gewusst.

Sie beneidete die Leute, die es fertigbrachten, mit einer Art ekstatischer Zuversicht in die Basilika zu kommen, obwohl sie wussten, dass der Wind mit einer Geschwindigkeit von neunzig Knoten blies. Zu der Messe für die *Ocean Ranger* kam die ganze Stadt, drei Konfessionen waren vor dem Altar versammelt.

Die Messe galt nicht als Gedenkgottesdienst. Helen weiß nicht mehr, welche Bezeichnung man wählte oder ob es überhaupt eine gab, noch erinnert sie sich, wie sie dorthin gelangte. Was sie noch weiß, ist, dass nie vom Tod der Männer die Rede war.

Helen hatte mit der Kirche 1982 nichts am Hut. Doch sie weiß noch, dass es sie in die Basilika zog. Sie musste die anderen Familien um sich haben.

Sie erinnert sich nicht daran, sich für den Gottesdienst hergerichtet zu haben. Vielleicht hatte sie einfach ihre Jeans an. Sie weiß, dass sie zu Fuß ging. Weiß noch, wie sie um die Schneewehen herumging. Der Schnee war von den Pflügen regelrecht abgeschoren worden. Glattgeschabte, hohe weiße Wände, die das Licht der Straßenlampen reflektierten. Es gab nicht genug Platz zum Laufen. Die Statue der Jungfrau Maria hatte Schnee in den Augenhöhlen und auch über dem Mund und einer Wange, wie das vorgebundene Tuch eines Gangsters. Daran erinnert sich Helen, weil schon damals dieses Gefühl in ihr aufstieg: wie ungerecht es war, beraubt worden zu sein.

Und als sie dann über den Hügel kam, sah sie die Menschen auf der Treppe der Basilika. Es war so voll, dass nicht alle in die Kirche hineinpassten.

Doch Helen schob sich durch die Menge. Sie war mit ihrer Schwester verabredet, erinnert sich jedoch nicht daran, Louise gesehen zu haben. Ein einziges Gedränge, und dann die Orgel, die Kerzen, der Weihrauch. Sie erinnert sich an die Kerzen und die Lilien. Unzählige Lilien.

Helens Schwiegermutter, Meg, war ebenfalls in der Kirche, doch auch sie entdeckte Helen nicht. Meg muss ganz vorne gewesen sein. Cals Mutter wollte bestimmt nah am Geschehen sein. Meg hatte in der Nacht, als die Ölbohrinsel sank, einen Traum gehabt. Sie hatte von einem Baby geträumt: Ich bin aufgestanden und habe aus dem Küchenfenster geguckt, und da habe ich in der Baumkrone ein Baby gesehen, das in eine weiße Decke gehüllt war. Ich habe zu Dave gesagt: Geh raus und hol das Baby, bevor ihm was passiert.

Alle hatten in der Nacht, als die Bohrinsel sank, irgendeinen Traum. Es gibt niemanden in der ganzen Provinz, der nicht genau wüsste, wo er in jener Nacht war. Eine von Helens Freundinnen gab im Boys and Girls Club in Buckmaster's Circle Tennisunterricht. Nur Helens Freundin und ein Wunderkind, ein siebenjähriger Tennisstar, allein in der Halle, das harte Knallen des Tennisballs, sie ahnten nichts von dem Sturm, der draußen tobte. Als sie aus der Halle kamen, war das Auto ein schneebedeckter Hubbel, ein einsamer Marshmallow auf dem leeren Parkplatz. Die ganze Stadt hatte dichtgemacht. Eine andere Freundin hatte bei einem im voraus bezahlten Valentinsdinner bedienen sollen. Jeder Tisch war mit einer brennenden Kerze und einer Rose in einer winzigen Vase dekoriert, und als Hauptgang sollte es Ente mit Heidelbeersauce geben, doch das Restaurant musste schließen, und der Besitzer lud Helens Freundin ein, mit ihm

zu essen, bevor sie heimfuhren. Nach dem Essen ging der Besitzer von Tisch zu Tisch und blies die Kerzen aus.

Es gab Männer auf der Bohrinsel, die sich verabschiedet hatten, bevor sie hinausfuhren, das war das Eigenartige. Einige Männer riefen ihre Mutter an. Männer, die üblicherweise nicht telefonierten. Viele dieser Männer waren es nicht gewohnt zu sagen, wie es ihnen ging. Das war nicht ihre Art. Sie sagten nicht *Danke*. Oder *Auf Wiedersehen* oder *Ich liebe dich*.

Derlei Gefühle pflegten sie in Handlungen umzumünzen. Sie hackten Holz oder schippten Schnee. Ein großer Stapel Holz, neben dem Schuppen aufgeschichtet, unter einer blauen Plastikplane. Sie brachten Elchsteaks vorbei. Bauten eine Einliegerwohnung für die Schwiegermutter ein. Stiegen mit einem Eimer Teer aufs Dach. Das hieß *Danke*. Manche von ihnen waren so jung, dass es ihnen gar nicht in den Sinn gekommen wäre, *Auf Wiedersehen* zu sagen. So weit konnten sie nicht vorausdenken. Doch selbst einige dieser jungen Kerle Anfang zwanzig riefen zu Hause an. Telefonierten mit ihrer Freundin. Sagten, sie seien auf dem Weg zur Bohrinsel und wollten sich nur kurz melden, bevor sie losfuhren.

Viele der Männer, die auf der *Ocean Ranger* ums Leben kamen, hatten regelrechte Mühen auf sich genommen, um sich zu verabschieden, und das war seltsam. Es blieb in Erinnerung. Die Leute kommentierten das noch Jahre später: *Kurz bevor er losgefahren ist, hat er noch angerufen*.

Am Abend der Messe für die *Ocean Ranger* ging Helen die Stufen zur Basilika hinauf und sagte: Entschuldigung. Sie drängte sich durch die Menge, bahnte sich unbeirrt einen Weg nach vorn.

Sie erinnert sich nicht an Louise, sah weder Cals Mutter noch seinen Vater in der Kirche, doch sie müssen alle dort gewesen sein. Aus der Orgel drang ein langer tiefer Ton, der an das Stöhnen eines Menschen erinnerte. Helen spürte diesen Ton in den Fußsohlen, er vibrierte zwischen ihren Beinen, in Schambein und Gedärm, verwandelte ihr Inneres in Wasser, vibrierte in ihrer Nase. Ihre Nase tat weh davon, und Helen stiegen die Tränen in die Augen. Die Orgelmusik durchfuhr ihren ganzen Körper.

Sie hatte mit der Kirche nichts am Hut, doch unbewusst erhoffte sie sich womöglich einen Fingerzeig, wie sie das, was vor ihr lag, würde durchstehen können. Sie war nicht gläubig, und sie war wie betäubt, aber sie hatte drei Kinder und ahnte wohl, dass sie schwanger war, obwohl bislang nicht einmal ihre Periode ausgeblieben war. Oder falls doch, hatte sie es nicht bemerkt.

Louise sagt: Ich war da. Wir haben über die vielen Leute geredet, und ich habe dir ein Taschentuch gegeben. Ich hatte eines im Ärmel. Aber Helen erinnert sich nicht an Louise.

Die Kerzen: Es müssen Hunderte davon auf dem Altar gestanden haben, jede in einem kleinen roten Glas, und sie verschwammen alle in seitliche Richtung, als Helen die Tränen in die Augen stiegen. Sie zwinkerte, und die Flammen wurden zu scharf konturierten Sternen, die Sterne sandten Speere aus, und dann kamen ihr wieder die Tränen, und die Flammen wurden zu einer Wand aus strömendem Licht.

Die Basilika ist eine große Kathedrale mit Gewölbedecke, in der es normalerweise ziemlich kühl ist; an jenem Abend konnte man sich dort vor lauter Menschen kaum rühren. Und die Orgelmusik war laut. Wahrscheinlich hörte man sie bis in die Water Street.

Die Stimmen waren nicht weniger laut. Als die Leute zu singen begannen, hielten die Kerzen den Atem an und strahlten dann heller. Oder der Wind stieß die Tür auf, fegte kalt durch den Mittelgang, und die Kerzen flackerten.

Wer passte auf die Kinder auf? Helen hatte die Kinder nicht in die Kirche mitgenommen. Heute bereut sie das. Johnny war damals neun, Cathy acht und Lulu sieben. Zack, zack, zack, eins nach dem anderen.

Drei Wickelkinder, die dir zwischen den Füßen herumkrabbeln, hatte ihre Schwiegermutter Meg gesagt, als wäre es so geplant gewesen. Sie hätte die Kinder an jenem Abend wachhalten, ihnen die Schneeanzüge anziehen sollen. Hätte sie es doch nur getan.

Die Kinder hätten sie zu diesem Gottesdienst begleiten sollen, aber so dachte sie damals nicht. Sie weiß nicht, wie sie damals dachte. Sie hatte wohl geglaubt, sie könne sie irgendwie schützen. Oje.

Das Kerzenlicht bewegte sich im Takt der Orgelmusik. Ein Wall aus goldenem Licht hinter den Priestern – oder was sie auch sein mochten, Geistliche, ein Erzbischof war jedenfalls dabei – in ihren weißen Gewändern und mit erhobenen Armen. Der Gesang begann, und sie musste raus.

Die zittrigen hohen Stimmen der alten Frauen vorne. Diese Stimmen heben sich ab, gehen nicht im Gesamtklang auf, sie singen richtig, aber schrill, und zwar immer, niemals fügen sie sich ein oder vereinigen sich mit den anderen. Vielmehr führen sie den Gesang an, diese alten Frauen, die jeden Morgen in der Kirche sind, zu Fuß aus der Gower Street, King's Road oder Flavin Street kommen, nachdem sie der Katze ihr Futter hingestellt und ein Geschirrtuch über die hellbraune Schüssel gelegt haben, in der ihr Brotteig geht.

Sie kommen in Gummistiefeln, die vorn einen Reißverschluss haben, Stiefeln, die man über Hausschuhe zieht und die ihren verstorbenen Männern gehörten, und sie haben Regenhüte aus Plastik, die unter dem Kinn gebunden werden, Wollmäntel mit großen Knöpfen, Dauervellen und in der Tasche neben dem zerknüllten Taschentuch einen Rosenkranz. Diese Frauen konnten es nicht fassen, dass sie auf ihre alten Tage noch solchen Kummer miterleben mussten. Das hätte eigentlich hinter ihnen liegen sollen. Sie sangen, und der schrille Klang war Resignation. Man braucht siebzig oder achtzig Jahre Übung, um die Resignation zu meistern, doch die alten Frauen wissen, dass sie unentbehrlich ist.

Und dann waren da Männerstimmen, tiefe Stimmen, durchdrungen von dem Versuch der Singenden nachzudenken. Diese Männer versuchten darüber nachzudenken, wie sie durch das Kirchenlied und die restliche Messe kommen, danach das Auto finden und zur Kirche zurückfahren könnten, um Frau und Kinder abzuholen, damit diese nicht durch den Sturm laufen mussten – ich hol euch ab, ihr müsst doch nicht nass werden, wartet einfach hier auf der Treppe, haltet nach mir Ausschau –, diese Männer dachten an den Verkehr, und sie fragten sich, ob ihr Sohn oder Bruder wohl tot war. Wussten, dass er tot war – sie wussten es alle –, und fragten es sich trotzdem. Sie hielten die Gesangsbücher mit ausgestreckten Armen vor sich, diese Männer, denn sie waren weitsichtig, kniffen die Augen zusammen und nickten, als stimmten sie den Worten zu, die sie da sangen, oder als wären sie einfach froh, sie entziffern zu können.

Neben den Männern, die mit gerunzelter Stirn die Gesangsbücher hielten, standen ihre Frauen. Die Kathedrale war von dem Geruch nach feuchter Wolle und Winter, nach

[...]

kaltem Stein und Weihrauch erfüllt, und in der Nähe des Altars roch es nach Kerzenwachs und Lilien. Auf manchen Kirchenbänken saßen ganze Familien, rotwangige kleine Mädchen mit Ringellocken oder Zöpfen schaukelten gähmend auf der Bank vor und zurück, in Kleidchen, die ihnen über die Schneehosen hingen. Kleinkinder schliefen auf dem Schoß ihrer Mutter.

Warum Helen mitten im Gottesdienst die Kirche verließ? Weil einige dieser Menschen voller Hoffnung waren. Sie waren verrückt vor Hoffnung, und der Volksglaube besagt, dass die Hoffnung vermisste Seeleute zurückbringen kann. Das ist der Volksglaube. Wenn die Hoffnung stark genug ist, kann sie Tote wieder auferwecken.

Helen war froh, dass sie die Kinder nicht mitgebracht hatte. Wer nimmt denn seine Kinder zu so etwas mit, dachte sie.

Sie wusste ganz sicher, dass Cal tot war und dass sie sich würde glücklich schätzen können, wenn sie wenigstens seinen Leichnam bekam.

Sie wollte seinen Leichnam. Daran erinnert sie sich. Sie wusste, dass Cal tot war und dass sie unbedingt seinen Leichnam wollte. Wobei sie das damals nicht hätte in Worte fassen können.

Was sie hätte sagen können, war: Sie stand außerhalb. Ihr Gefühl ließ sich am ehesten so beschreiben: Sie war abgeschnitten. Von allen anderen und von sich selbst.

Ein Kind ist unterwegs, November 2008

Vor zwei Tagen habe ich noch ein Wallaby mit Erdnüssen gefüttert, erzählte John seiner Mutter. Jetzt bin ich auf dem Flughafen in Singapur.

Er hatte in die Tasche gegriffen, um den Espresso zu bezahlen, ein Bonbonpapier herausgezogen und sich gefragt, wie es dort hineingelangt war. Ein lila Papierchen mit dem Bild einer Comic-Prinzessin, die gebieterisch eine Hand ausstreckt – daran ein riesiger Ring, den jemand küssen sollte –,

und John musste an das Wallaby denken, das sein Junges gesäugt hatte. Die Wallaby-Mutter mit dem Kleinen an ihren Zitzen hatte schläfrig und gefährlich zugleich gewirkt. Sie hatte sich hin und her gewiegt, während ihr Junges trank. Hier und da fiel gleißendes Licht durch das Blätterdach des Regenwaldes auf die harte Erde und die Felsen.

Neben ihm hatte ein japanisches Mädchen im gelben Strandkleid gestanden, vielleicht acht oder neun Jahre alt. Seine Eltern waren schon vorausgegangen. John hörte ihre Stimmen durch das Gebüsch. Das Mädchen streckte den Arm aus, um das Wallaby-Junge zu streicheln, und die Wallaby-Mutter zischte. Bleckte gelbe Zähne und fleckiges Zahnfleisch. John legte die Hand auf die Schulter des Kindes. Schatten huschten über den Boden, wie am Ende eines zerschlissenen Films in einem alten Projektor; hoch über ihnen ein Windstoß, zitterndes Licht.

Den Blick auf die beiden Wallabys gerichtet, hatte er das kleine Mädchen ein paar Schritte nach hinten gezogen. Die Tiere waren nicht größer als mittelgroße Hunde und wirkten harmlos wie Teddybären, wenn sie dort auf dem Weg herumsprangen. Doch sie waren nicht niedlich, sie waren wild – womöglich sogar tollwütig, dachte er.

John war sich sicher, dass die Wallaby-Mutter dem Mädchen jeden Moment an die Gurgel springen würde. Große Augen mit dichten, femininen Wimpern. John schaute der Wallaby-Mutter in die Augen, doch falls sie so etwas wie Intelligenz besaß – etwas, was sie berechenbar machte –, sah John es nicht. Die Augen waren bernsteinfarben, Splitter von Hell und Dunkel, Braun-, Rost- und Goldtönen, und es stand nichts als purer Instinkt darin. Die Mutter erschauerte. Der muskulöse Schwanz schlug gegen einen Busch. Dann

nieste das Junge. *Ha-tshi!* Die Augen geschlossen, rieb es sich mit beiden Pfoten über die Schnauze, schüttelte den Kopf, eine clownhafte Entladung von Wassertröpfchen, Rotz und Muttermilch, die sie alle verblüffte und die Ordnung wiederherstellte, und im nächsten Moment sprangen die beiden Wallabys durchs Unterholz davon. Das kleine Mädchen rollte die Schulter, um sich von Johns Hand zu befreien, und schon rannte es mit hin- und herfliegendem schwarzem Haar von ihm fort, den Weg entlang.

Fünf Stunden dauerte die Wanderung zur Wineglass Bay, und als sie vom Aussichtspunkt darauf hinunterblickten, schien ihnen der Sandstrand unglaublich weiß. Und in diesem Moment klingelte Johns Handy.

Sie waren eine kleine Touristengruppe dort oben auf der Plattform. Das Klicken der Kameras, das An- und Abschwelen der Brandung weit unter ihnen. Es war ein anstrengender Aufstieg gewesen, und jetzt empfanden sie alle eine geradezu unheimliche Feierlichkeit. Eine tiefe Ehrfurcht erfasste sie, gefolgt von dem unvermeidlichen Absturz in die Irritation. Was gab es schon in ihrem normalen Leben, das es mit der schieren Jungfräulichkeit dieses Strandes aufnehmen könnte? Sie hatten dort unten Schilder mit der Bitte gesehen, keine Muscheln zu sammeln.

John hatte den Eindruck, dass die Eltern des japanischen Mädchens zankten. Nachdem sie den Gipfel erreicht hatten, redeten sie kaum mehr miteinander, und die wenigen Worte, die sie sagten, stießen sie guttural und spröde aus, spien sie in Richtung ihrer Schuhe. Die Mutter setzte sich die ins Haar geschobene, rotgefasste Sonnenbrille auf und verschränkte die Arme fest vor der Brust.

Die anderen fünfzehn Touristen warfen einander Blicke

zu, als Johns Handy klingelte, ein Techno-Wummern, das Büros, U-Bahnen und verkehrsreiche Straßen heraufbeschwor und das jenseitige Wispern der übereinanderstreichenden Palmwedel für einen Moment auslöschte. John schlug sich auf die Tasche, als stünde sie in Flammen.

Er dachte, es sei seine Mutter, doch es war nicht seine Mutter.

Es war eine Frau, mit der er vor Monaten geschlafen hatte. Eine Frau, die er kaum kannte.

Hier ist Jane Downey, sagte die Frau.

John versuchte, sich ihr Gesicht vorzustellen, doch da kam nichts. Ein Hauch von Eukalyptus hing in der brütenden Hitze. Der Geruch erinnerte ihn an Wick VapoRub, an das dunkle Indigoblau der Glasflasche. Dieses Knacken, wenn der Metalldeckel aufgeschraubt wurde, und der intensive Geruch, der jenen verführerischen, ein wenig unheimlichen traumartigen Dämmer vertrieb. Seine Mutter hatte ihm einen Streifen Wick VapoRub über die Oberlippe geschmiert und seine Brust mit der Salbe eingerieben. Jemand hatte ihr geraten, auch seine Fußsohlen zu bestreichen. Elf war er damals und konnte wegen eines Fiebers drei Tage nicht zur Schule gehen. Er verpasste dadurch eine Mathearbeit. Aufgrund seiner Legasthenie – eine solche nämlich bescheinigten ihm die Fachleute später – sah er Zahlen und Buchstaben spiegelverkehrt und manchmal auch auf dem Kopf. John hatte das bewältigt, kompensiert, sich durchgemogelt. Letztlich gelangte er immer zu einer Antwort, und sei es um drei Ecken. Aus Trotz hatte er dann Ingenieurwissenschaften studiert. Er zog aus seiner leichten Behinderung die unerschütterliche Gewissheit, dass die Dinge nicht immer waren, was sie schienen.

Geht's dir gut?, fragte Jane Downey. John erzählte von dem Strand und dem Aufstieg. Er berichtete über die Fahrt mit einer Seilrutsche, die er einige Tage zuvor unternommen hatte – ein über das Blätterdach des Regenwaldes gespanntes langes Stahlseil; er habe einen Schutzhelm getragen und das Gefühl gehabt zu fliegen.

Rasant, sagte er. Wenn man erst mal von dem Kliff gesprungen ist, gibt es kein Zurück mehr. Alles, was er sagte, klang, als wäre es aus einer aussterbenden Sprache übersetzt. Warum redete er davon, dass es kein Zurück gab? Je mehr er sich um eine unbeschwerter Unterhaltung bemühte, desto schwerer wurde sie.

Ich war beruflich in Melbourne, erzählte er Jane Downey, und habe mir danach noch eine Woche freigenommen. Bin mit der Fähre nach Tasmanien. Ich hab mir gedacht, wenn ich schon hier bin, dann schau ich mich doch mal ein bisschen um.

Na logisch, sagte sie. Tasmanien. Wow.

Ich habe ein super Jahr hinter mir, sagte er. Und dann: Ich dachte, du bist meine Mutter. Während er das sagte, drehte er sich um, als rechnete er halb damit, dass Jane Downey hinter ihm heraufspaziert kam und ihm gleich auf die Schulter klopfen würde. Er entfernte sich ein paar Schritte von der Touristentraube auf der Aussichtsplattform, doch das japanische Mädchen folgte ihm. Vielleicht hatte es den weinerlichen Ton wahrgenommen, der sich in seine Stimme eingeschlichen hatte. Wie alle Leute hatte auch er eine Telefonstimme, aber die benutzte er gerade nicht. Seine Stimme klang schuldbehaftet.

Er hatte es sich verkniffen, Jane zu erzählen, welche Genugtuung es ihm bereitet hatte, seine Angst bezähmt zu ha-

ben. Er schilderte ihr nicht, wie das Stahlseil, als er sprang, unter seinem Gewicht durchgesackt war, wie es gequatscht hatte. Stattdessen erzählte er ihr, dass im Helm eine Videokamera montiert gewesen sei und er eine DVD von seiner Fahrt mit der Seilrutsche gekauft habe.

Da haben sie mich echt über den Tisch gezogen, sagte er.

Die würde ich gern sehen, sagte Jane Downey. Sie sprach mit falscher Begeisterung.

Aus der Woche, die er sechs oder sieben Monate zuvor mit Jane in Island verbracht hatte, war John nichts Falsches an ihrem Verhalten in Erinnerung. Ihm schwante, dass sie ihm gleich etwas Wahres und Unausweichliches mitteilen würde. Er wollte es nicht hören.

Jane Downey hatte makellose Haut, erinnerte sich John, blass und sommersprossig und gleichsam von Aufrichtigkeit leuchtend. Die unversehrte Schönheit, die er in ihrem Gesicht sah, so hatte er bei ihrer ersten Begegnung gedacht, musste aus irgendeiner inneren Tugend erwachsen. In Reiseprospekten, die er durchgeblättert hatte, war ihm ein schmutziges Wochenende in Reykjavík verheißen worden, mit bikinitragenden Blondinen, die in der Blauen Lagune herumtollten. Jane war keine Isländerin. Sie kam aus Canmore, Alberta.

John war geschäftlich in Schottland gewesen, und ein Freund hatte ihm einen Abstecher nach Finnland vorgeschlagen. Er hatte nur ein paar Tage dort verbracht – Finnland war ihm zu freudlos. Die Finnen, so schien ihm, waren entweder nüchtern und mürrisch oder sinnlos betrunken. Aber von Finnland war es nur ein kurzer Flug nach Island, und er dachte: Warum nicht? Er mochte Inseln. Und er hatte gehört, dass man dort durchaus auch mal Björk auf der Straße begegnen konnte.

Etwas Altmodisches, eine Art eigensinnige Aufrichtigkeit, deren sich Jane Downey vermutlich nicht einmal bewusst war und auf die sie keinen Zugriff hatte – das war es, was er in ihrem Gesicht gesehen hatte. Eine junge Frau aus Alberta, die in Anthropologie promovierte. Sie war anlässlich einer Konferenz in Island, und sie hatten sich in einer Bar kennengelernt.

Das kleine japanische Mädchen auf der Aussichtsplattform in Tasmanien griff in seine Kleidtasche, zog ein Zellophan-tütchen hervor und riss es mit den Zähnen auf. Sie ließ die Verpackung auf den Boden segeln, und obwohl John sich nicht daran erinnern konnte, hatte er sich offenbar gebückt und sie aufgehoben.

Abfall liegenlassen ist nicht gut, hatte er wohl gedacht. Hatte die moralische Rechenmaschine in Gang gesetzt, war unbewusst seine guten und schlechten Taten der letzten Zeit durchgegangen, für den Fall, dass er sich würde verteidigen müssen. Jane Downeys falscher Tonfall löste einen ähnlichen Schwindel bei ihm aus, wie er ihn verspürt hatte, als er ein paar Tage zuvor vom Kliff gesprungen, wie ein schwerköpfiger Vogel herabgestoßen und über den tasmanischen Regenwald geschwebt war. Er hatte die Fahrt nicht genossen. Es war etwas – das wurde ihm klar, sobald sich seine Füße vom Kliff gelöst hatten –, was er überstehen musste. Doch unmittelbar danach, mit Puddingbeinen und einem angetrockneten Speichelfaden am Kinn – er hatte über den Baumwipfeln durch den Mund geatmet und sich die Seele aus dem Leib gebrüllt –, hatte ihn eine Art Alleinseins-Euphorie erfasst, das Gefühl, dass es ihm in seiner eigenen Gesellschaft immer gutgehen würde.

Und jetzt, als er auf dem Flughafen von Singapur in die

Tasche griff, um den Espresso zu bezahlen, fand er das lila Bonbonpapier.

In dem Tütchen war ein Plastikring mit einem riesigen Bonbondiamanten gewesen. Das kleine Mädchen hatte den Ring angezogen und an dem Bonbon gelutscht, das rot und facettiert war wie ein Rubin und ihre Lippen einfärbte. Die tasmanische Sonne hatte den Bonbondiamanten pulsieren lassen, und in dem grellen Licht war er John wie die Verkörperung eines Gefühls vorgekommen: das stumpfe Rot des Bonbons leuchtete auf und wurde wieder matt, wie aufwallende Liebe oder Angst.

John war sich ziemlich sicher, dass vor knapp sieben Monaten, als Jane Downey und er sich auf dem Flughafen in Heathrow verabschiedet hatten, ein klares Einverständnis zwischen ihnen bestanden hatte, dass sie einander nicht anrufen würden. Er hatte versucht, in dem Telefonat mit Jane Downey auf dieses Einverständnis anzuspielen. Eine dezente Aufforderung – weder plump noch kalt –, sich vielleicht mal zu überlegen, was das eigentlich sollte, ihn einfach so aus heiterem Himmel anzurufen.

Und jetzt lief er durch den Flughafen von Singapur und wollte unbedingt den Rat seiner Mutter. Er hatte ihre Nummer gewählt, ohne einen Gedanken darauf zu verschwenden, wie viel Uhr es zu Hause war. Ihm wurde klar, dass er Absolution erteilt bekommen wollte. Seine Mutter sollte empört für ihn sein, seine Rächlerin. Sie sollte der Welt an die Gurgel springen.

Durch die Glaswand des Terminals knallte die Sonne herein. Im Flughafengebäude war es kühl, doch über der Rollbahn stand flirrend die Hitze, so dass das Flugzeug, das gerade langsam auf das Gebäude zurollte, zu zittern schien. John

ging mit dem Bonbonpapier, das er in seiner Tasche gefunden hatte, zu einem Abfalleimer, um es wegzuworfen, doch entweder war es noch klebrig von der Süße oder elektrisch aufgeladen, jedenfalls blieb es an ihm haften. Er schüttelte die Hand über dem Abfalleimer, doch das Papierchen sprang von der Manschette an sein Hosenbein, wanderte nach unten und hing schließlich an seiner Schuhsohle. Mit dem Papierchen am Schuh ging er auf die scheinbar endlose Glasscheibe zu, durch die man auf die Landebahn sah. Der Sonnenauf- oder -untergang, was immer es war, und darüber die zerfallende Dunkelheit. Das Mädchen hinter der Cafétheke rief ihm nach – Sir, Sir –, denn er war mit ihrer Kaffeetasse davonspaziert, doch er ignorierte sie.

Seine Mutter war benommen und panisch zugleich.

Die Sache ist die, sagte John. Offenbar habe ich eine Frau geschwängert. Dann spürte er das Bonbonpapier unter seiner Schuhsohle. Er trat mit dem anderen Fuß darauf, und die Tasse klirrte auf der Untertasse. Dann hob er den Fuß, unter dem das Papier klebte, und sah sich um, ob ihn jemand beobachtete. Das Papierchen hatte sich gelöst, doch es haftete nun an seinem anderen Schuh.

John, sagte seine Mutter.

Sie hat gesagt, dass sie ein Kind kriegt, sagte John.

Wer?, fragte seine Mutter.

So eine Frau, sagte John, mit der ich in der Kiste war.

Im Bett, sagte seine Mutter. Sie schlief noch halb.

Im Bett, sagte John. Er bückte sich, löste das Bonbonpapierchen von seinem Schuh und schaute es sich genau an. Die darauf abgebildete Prinzessin hatte ein gigantisches, bedrohliches Grinsen, und unter ihr stand etwas auf Japanisch. Er schob das Papierchen durch einen Lüftungsschlitz der

Klimaanlage, die in die Fensterbank eingebaut war. Das Papierchen raschelte heftig, wurde ihm aus den Fingern gesaugt und blieb in einem schwirrenden Kleinteil der Anlage hängen. Es erzeugte ein tiefes, ungutes Brummen im Innern des Getriebes.

Mein Gott, sagte seine Mutter.

Das Erschrecken in ihrer Stimme ließ John erschauern. Er sah vor sich, wie sie sich im Bett aufsetzte. Diese alberne Augenmaske auf die Stirn geschoben, die Haare auf der einen Seite plattgedrückt. Draußen auf der Landebahn schlenderten einige Männer in weißen Anzügen auf das Flugzeug zu. Einer von ihnen hatte einen neonorange leuchtenden Stab in der Hand, den er, in Johns Richtung gewandt, langsam schwenkte. Wem winkte der Mann? Es kam ihm vor wie eine Warnung in einem Traum: *Aus dem Weg*. Das Flugzeug hielt auf den Mann mit dem Stab zu, die weißen Flügel von der Sonne pinkgefärbt. Der orangefarbene Stab schwang durch die feuchte Hitze, vor und zurück, und dann zog der Mann den Kopf ein und trottete davon.

Was hast du zu ihr gesagt, John?, fragte seine Mutter. Eine so rote Sonne hatte John noch nie gesehen. Durch die tropische Luftverschmutzung wurde sie noch röter. Ruckartig, stoßartig verbreitete die Sonne ihre Schönheit. Die Palmen entlang der Landebahn sahen aus, als schrubbten sie den Himmel.

John hatte zu Jane Downey gesagt: Warum hast du nicht abgetrieben?

Es war das erste, was er gesagt hatte. War er deshalb ein schlechter Kerl? Er hatte es gesagt, obwohl er wusste, dass es für eine Abtreibung zu spät war. Hatte es gesagt, obwohl er wusste, dass es nichts brachte, es zu sagen.

Und Jane Downey hatte aufgelegt. Da waren nur noch die Plattform, die riesigen Felsbrocken, das blassgelbe Kleid des japanischen Mädchens und der rote Bonbonring, in dem sich das Licht fing.

Es war unheimlich: eine Frau, die so weit weg war und sein Kind im Bauch trug. John hatte ihr natürlich geglaubt. Er wusste, dass das Leben so sein kann: Jemand Fremdes konnte einen zur Rechenschaft ziehen, einem das Leben ruinieren.

Die Sonne von Singapur bohrte sich in seinen Schädel, und John empfand eine maßlose Verwirrung. War vollkommen perplex, weil ihm das alles so verkehrt vorkam. Man hatte ihm Unrecht getan, und möglicherweise war er seinerseits im unrecht, aber seine Mutter würde ihm Absolution erteilen. Alles um ihn herum – das Mobiliar aus Chrom und schwarzem Vinyl, der silberne Teppich, die weiße Espresso-tasse – war rot eingefärbt, ein allmähliches Erröten.

Auf der Aussichtsplattform oberhalb der Wineglass Bay hatte John, als Jane Downey ihm mitteilte, dass sie schwanger war, den Blick kurz von dem kleinen Mädchen abgewandt und gesehen, dass dessen Eltern herumknutschten. Die Hand des Mannes unter der Bluse seiner Frau, die Bluse über seinem Handgelenk zusammengeschieben, das Kreuz der Frau. Ihr gerade geschnittenes tiefschwarzes Haar reichte ihr genau über die Schulterblätter. Durch die enge weiße Hose konnte John den Slip der Frau erkennen. Dessen grell pinkfarbenedes Gummi saß oberhalb des Bundes ihrer tiefgeschnittenen Hose, schnitt in ihre Pobacken und ließ auf ihren nackten Hüften eine üppige Wölbung entstehen. Die Eltern des Mädchens hatten sich nicht gestritten. Sie hatten sich danach geseht, einander zu berühren. Die Luft auf der

Plattform kam direkt aus der Antarktis, es war die sauberste, reinste Luft der Welt. Sie ließ alle Konturen zu scharf erscheinen. John stockte der Atem. Und dann platzte er am Handy heraus: Warum hast du nicht abgetrieben?

Er wollte, dass seine Mutter sagte, diese Schwangerschaft müsse das Ergebnis eines raffinierten Tricks sein. Umso mehr, als er mit Gelächter, guter Laune und auch Geld nicht gezeigt hatte: Er hatte Jane eine teure Halskette gekauft, nach einer langen Diskussion mit der Kunsthandwerkerin, die sie gefertigt hatte. Erstarrte Lava, kleine Brocken. Das Und-tschüss-Geschenk, wie John sich auf der Aussichtsplattform in Tasmanien eingestanden hatte. Mit der Kette hatte er zum Ausdruck gebracht, dass ihm diese Woche noch lange in Erinnerung bleiben würde. Oder dass er wollte, dass sie Jane noch lange in Erinnerung blieb.

Es hatte eine stillschweigende Übereinkunft zwischen ihnen gegeben, besiegelt durch diese Halskette, dass keiner von ihnen aus dieser Woche echten Vergnügens und durchaus tiefer Gefühle, in der sie gevögelt, gegessen und erstklassigen Wein getrunken hatten, mit Schneemobilen über Gletscher gebraust waren, sich in gruselig blauen heißen Quellen weißen Schlamm ins Gesicht geschmiert und schließlich – in Island – zu Live-Samba getanzt hatten, etwas anderes als gute Erinnerungen mitnehmen würde.

Jedenfalls waren sie sich ganz gewiss einig gewesen, dass es nicht zu einem Kind kommen würde oder zu irgendetwas, was einem Kind auch nur im entferntesten ähnelte.

Doch Jane war im siebten Monat schwanger. Wie konnte sie ihm so etwas per Handy mitteilen, Herrgott noch mal? Das kleine japanische Mädchen hatte mit einem hörbaren Plopp seinen Bonbonring aus dem Mund gezogen. Jane

Downey legte auf, und John sagte wie ein Trottel: Hallo? Hallo?, starrte auf das kleine Gerät in seiner Hand und hielt es sich wieder ans Ohr.

Wallabys sind Pflanzenfresser, sagte das kleine Mädchen, das weiß doch jeder. Und dann: Was bedeutet abtreiben? John hatte angenommen, dass sie kein Englisch konnte.

Die rote Sonne von Singapur fuhr eine Faust aus und hieb sie John ins Auge. Warum konnte seine Mutter nicht sagen, dass Jane irgendwie minderwertig war, ein Sukkubus, eine alte Hexe. Oder eine unabhängige, schöne Frau – er erinnerte sich genau an ihr Gesicht: sommersprossig, schelmisch, ein breites Lächeln –, die wunderbar allein zurechtkommen würde.

John wollte, dass seine Mutter aus dem geheimen Wissen der Frauen schöpfte, das in den Pheromonen und Zellen und dem Blut jenes vagen, berausenden Etwas verborgen war, als das er sich die Weiblichkeit vorstellte, und ihm zurückmeldete: Du schuldest dieser Frau gar nichts, John.

Ein Kind, sagte seine Mutter.

Morgengrauen in St. John's, November 2008

Helen schlug die Decke zurück, nahm die Strickjacke vom Haken und zog sie über das Nachthemd. Sie ging nach unten und schaltete das Neonlicht ein, während sie John am Telefon zuhörte. Die Küche sprang flackernd aus der Dunkelheit hervor.

Sie hörte John atmen. Selbst wenn er mit dem Handy vom anderen Ende der Welt anrief, schwiegen sie sich zwischen-

durch oft länger an. Sie würde heute auf ihren Enkel Timmy aufpassen, am frühen Nachmittag würden sie zu Complete Rentals fahren, um einen Druckluftnagler auszuleihen, und danach würden sie die Schlittschuhkufen schleifen lassen. Morgen würde ein Schreiner kommen. Auf der Küchentheke taute ein Schweinekotelett auf.

Aber John hatte ein Mädchen geschwängert. Ein Kind war unterwegs.

Zwei Monate nachdem die *Ocean Ranger* gesunken war, hatte Helens Schwiegermutter ihr erzählt, sie habe wieder diesen Traum mit dem Baby im Baum gehabt. Denselben Traum, den sie gehabt hatte, als die Bohrinselfelg unterging.

Ich glaube, du bist schwanger, sagte Meg zu ihr.

Und Helen wurde klar, dass ihre Schwiegermutter recht hatte. Seit Cals Tod hatte sie sich jeden Morgen übergeben.

So ein hübsches kleines Mädchen war das, da oben in der Baumkrone, sagte Meg. In eine weiße Decke war sie gewickelt, und es hat geschneit, und ich hab zu Dave gesagt, geh raus und hol sie, und das hat er dann auch getan.

Helen schaltete die Deckenlampe aus und hockte sich in die Fensternische in der Küche, ein Knie an der kalten Scheibe. Es hatte geschneit. Die schwarzen Äste, die Telefonleitungen, Dächer und Zäune waren weiß überzuckert.

Gott, Johnny, sagte sie. Weißt du noch, wie Gabrielle auf die Welt gekommen ist?

Gabrielle war Ende September gekommen. Helens Fruchtblase war auf dem Gehweg vor der Bishop Feild School geplatzt, als sie die Kinder abholte. Das Fruchtwasser lief in ihre Nylonstrümpfe, ließ eine kalte, scheuernde Stelle entstehen. Cathy und Lulu mit ihren Cabbage-Patch-Kids-Rucksäcken und ihren Lederschühchen, John mit einem

blau-leuchtenden Star-Wars-Lichtschwert. Er rannte vor ihnen her, blieb plötzlich stehen und schwang das Schwert beidhändig mit ausholenden, kreisförmigen Bewegungen, um einen unsichtbaren Feind abzuwehren.

Nicht ohne uns über die Straße gehen, junger Mann, rief Helen. Bleib auf dem Gehweg, Johnny. Helen ging mit Tripelschritten die Bond Street entlang, und wenn die leichten Wehen kamen, blieb sie stehen. Über den South Side Hills türmten sich goldene Wolken am Himmel. Es hatte den ganzen Tag geregnet und dann, kurz bevor sie losgegangen war, um die Kinder abzuholen, aufgeklart. In jeder Pfütze spiegelten sich Wolken und eine münzgroße, glühende Sonne. Wenn Helen an den Lachen auf dem Asphalt vorbeiging, glitt die Münze der Länge nach über das Wasser, bis der Verkehr den Boden erbeben ließ, so dass sich das Spiegelbild in konzentrische Kreise auflöste, das Wasser einen Moment lang durchsichtig wurde und sie den Schlamm, die Zigarettensammel und die braunen Blätter darunter sehen konnte.

Helen hatte Meg angerufen und sie gebeten, zu kommen und auf die Kinder aufzupassen. Dann richtete sie einen Teller Kracker mit Erdnussbutter und Marmelade. Auf Schranktüren, Fußboden und Tisch bewegten sich die Schatten der Ahornbäume draußen im Garten. Sie stand reglos an der Küchentheke, das Buttermesser senkrecht in der Faust, und ihr riesiger Bauch wurde ganz fest und hart. Das Seltsame war, dass der ganze Schmerz in den Oberschenkeln saß. Helen spürte die Wehen hauptsächlich in den Beinen, und sie waren kaum auszuhalten. Sie ließ sich auf einen Stuhl neben John sinken.

Er hatte sie aufmerksam beobachtet. Seit Cals Tod war John wachsam. Er war ein paarmal zum Direktor beordert

worden. Die Schule hatte mehrmals bei ihnen angerufen. Johnny war wachsam und hielt sein Glas Milch ganz still vor den Lippen. Er rührte sich nicht.

Da haben wir's, sagte sie zu ihm. Eigentlich sagte Helen das nicht zu ihm, doch sie schaute ihm in die Augen, während sie sprach. Sie waren allein in der Küche. Wie kann man so etwas zu einem Kind sagen. Da haben wir's.

John stellte behutsam das Glas Milch ab. Wie ernst er aussah. Zehn Jahre alt.

Er fuhr sich mit dem Ärmel über den Mund. Helen saß mit dem Buttermesser vor ihm, fröstelte nach einem leichten Schweißausbruch. Jemand ging mit einem Ghettoblaster am Haus vorbei, und das Wummern erfüllte den Flur, dröhnte bis in die Küche. Ein dröhnendes Wummern, das an- und wieder abschwoll.

Der Nachmittag ist es, der ihr in Erinnerung geblieben ist. Nicht die Geburt selbst, die ging schnell. Was gab es zu erinnern? Das Buttermesser in ihrer Hand. Das Wetter. Wie die Straße nach dem Regen geglizert hatte, als Helen mit den Kindern von der Schule nach Hause gegangen war. Wie Johnny sie beobachtet hatte, von einer Angst erfüllt, die ihm schier den Atem verschlug. Die Schatten.

Ich kann nicht, sagte sie. Warum hatte sie das gesagt? Sie erinnert sich daran, dass sie es sagte.

Ich gehe mit, sagte John.

Das wirst du ganz gewiss nicht. Helen fand einen Moment lang zumindest so weit zu sich, dass es ihr gelang, schroff und abweisend zu klingen. Das Kind musste abgewiesen werden.

Das Taxi kam und außerdem eine weitere Wehe, und Helen ließ sich auf die Treppe vor der Haustür sinken und lehnte den Kopf an das Geländer. Sie konnte weder stehen

bleiben noch gehen oder sonst wie zu dem Taxi gelangen, also ließ sie sich vorsichtig auf der Holzterrasse nieder, um kurz auszuruhen.

Doch davon wollte der Taxifahrer nichts wissen. Er nahm Helen am Arm und zog sie sanft wieder auf die Füße. Sein schlaffes Alkoholikergesicht seitlich verzerrt, das eine Auge zu einem Gerunzel zugekniffen, versuchte er, die Zigarette in seinem Mund schräg nach oben zu halten, damit sie nicht im Weg war.

Das haben Sie ja klasse hingekriegt, Missus, sagte er. Sie haben mir gerade noch gefehlt, das kann ich Ihnen aber sagen. Dass Sie ausgerechnet mich rufen mussten. Ich denk an nichts Böses, und dann das. Mein Glückstag.

Er half Helen auf den Rücksitz – sie klammerte sich an seinen Händen fest –, hob ihre Beine hinein und machte die Tür zu. Im Taxi war es zu warm, und es roch nach einer Mischung aus dem blau über dem Lenkrad wabernden Zigarettenrauch und dem Kieferngeruch des Duftbäumchens. Helen machte die Tür wieder auf und erbrach auf die Straße. Der Fahrer sprang aus dem Auto und rannte nach hinten, um die Tür für sie zu halten. Dann fasste er, stets auf seine polierten Schuhe achtend, ihre losen Haarsträhnen zusammen und hielt sie fest, damit sie nicht im Weg waren, seine Faust in ihrem Nacken.

Nicht schlecht, Missus, sagte der Fahrer. Nur raus damit, meine Liebe. Sie schubste ihn weg, also wartete er, den Blick zur Straße gewandt, bis sie sich wieder ins Taxi zurücklehnte. Dann schloss er ihre Tür, trottete wieder zur Fahrertür und stieg ein. Er verstellte den Rückspiegel und fasste an die daran hängende Pappkiefel, damit sie aufhörte, sich zu drehen. Dann nahm er die Hand wieder weg. Helen merkte,

dass er aus der Fassung geraten war, jedoch Wert darauf legte, beherrscht zu wirken, und das sollte er mal lieber schleunigst hinkriegen, denn sie mussten dringend los.

Dann schlug Johnny gegen das Fenster.

Lassen Sie ihn nicht rein, sagte Helen. Der Fahrer beugte sich über den Sitz und öffnete die Beifahrertür. Steig ein, mein Sohn, sagte der Fahrer.

Das Kind kommt, sagte Helen. Sie biss die Zähne zusammen und zischte: Jetzt, jetzt gleich.

Rauch quoll langsam aus den Nasenlöchern und dem Mundwinkel des Fahrers.

Nicht in meinem Taxi, Verehrteste, sagte er.

Taxifahrt zum St. Clare's Mercy Hospital, 1982

Gott, Johnny, sagte seine Mutter. Weißt du noch, wie Gabrielle auf die Welt gekommen ist?

John erinnerte sich an den Taxifahrer, ein so graues Gesicht, wie er es noch nie gesehen hatte, und wässrige braune Augen. Die Augen waren wegen des Zigarettenrauchs zusammengekniffen, und sie hatten berechnend geblickt. Am Armaturenbrett klebte ein Schulfoto eines kleinen Mädchens. Die Kleine grinste wie eine Irre, ihre Schneidezähne fehlten. Sie hatte eine rote Schleife im Haar.

Jahre später war John dem Mann im Rose and Thistle begegnet und hatte ihm ein Mineralwasser spendiert. Seine Mutter und der Mann hatten sich noch ein paar Jahre lang Weihnachtskarten geschrieben. In der Kneipe erzählte der Fahrer John, er sei zu den Anonymen Alkoholikern gegan-

gen und habe im Rahmen des TAGS Program zum Elektriker umgeschult. Seine Tochter werde gleich auf der offenen Bühne singen. John wurde klar, dass der Mann viel jünger war, als er 1982 gedacht hatte. Oder dieser Taxifahrer gehörte zu den Menschen, die sich verwandeln können, um zu überleben. John traute ihm das zu. Er hatte das damals bei Gabrielles Geburt gedacht – dass die beiden Erwachsenen im Auto sich verwandelt hatten. Er hatte geglaubt, seine Mutter sei vom Teufel besessen oder von etwas Normalerem oder Schlimmerem. Und wenn irgendwer sie durch die Welt der bösen Geister würde geleiten können, dann war es dieser Mann, von dessen Gesicht Rauch aufstieg.

Anschnallen, hatte seine Mutter geschrien, und dann schrie sie es noch einmal. Der Fahrer und Johnny schauten sich an.

Schnall dich halt an, in Hergottsamen, sagte der Fahrer.

Johns Mutter hatte sich im Auto übergeben und dann noch mal im Aufzug des Krankenhauses. Kleine Stückchen Apfelschale und schaumiges, rosafarbenes Erbrochenes, das stank. Sie und John wurden voneinander getrennt, sobald sich die Aufzugtür öffnete. Zwei Krankenschwestern warteten bereits mit einem Rollstuhl. Sie halfen seiner Mutter heraus, die schluchzte und nach Luft schnappte und ihnen sagte, es sei so weit, jetzt, es sei so weit. Die Aufzugtür ging wieder zu, und John stand immer noch drin, der Aufzug fuhr wieder hinunter, was ewig dauerte, und als unten die Tür aufging, stand seine Tante Louise da. Er trat aus dem Gestank hinaus, und hinter ihm schloss sich die Tür. Louise rief seinen Namen.

Was machst du denn hier, fragte seine Tante Louise. Sie schlug ihm auf den Arm. Das ist wegen gar nichts, sagte sie. Mach mir keine Sperenzen.

John presste das Gesicht in ihre Kamelhaarjacke und umarmte sie so fest, dass er spürte, wie sich ihr Brustkorb mit jedem Atemzug hob. Genug jetzt, sagte Louise. Gehen wir hoch und schauen, was los ist.

Gabrielle war gekommen, sobald seine Mutter im Krankenhausbett lag, das erzählte sie ihm später, und als John und Louise ins Zimmer traten, war das Baby bereits gewaschen und gewickelt und die blutige Bettwäsche ausgetauscht worden. Louise schlug die kleine weiße Wickeldecke zurück und guckte. Sie hatte das Gesicht ganz nah zu dem Baby hinuntergebeugt, um seinen Atem zu spüren. Louise, die Augen geschlossen.

Komm, schau dir deine kleine Schwester an, hatte seine Mutter gesagt.

Mein Flug wird aufgerufen, sagte John. Ich muss los.

Hör mal zu, John, sagte seine Mutter. Hörst du mir zu?

Ja, Mutter, sagte John. Das *Mutter* kam in ironischem, leicht gereiztem Ton.

Was hast du zu ihr gesagt?, fragte seine Mutter.

Der Espresso war dickflüssig, von einer samtig-körnigen Konsistenz. Seine Mutter würde ihm keine Absolution erteilen. Er spürte, dass sie die Partei einer Frau ergriff, die sie gar nicht kannte, dass sie sich mit Jane Downey solidarisierte statt mit ihrem eigenen Sohn.

Sie würde dafür sorgen, dass er Verantwortung übernahm.

Den Blick auf die rote Sonne über der Landebahn in Singapur gerichtet, spürte John, wie ihm die Tränen kamen. Er war erschöpft, litt unter Jetlag, und er saß in der Falle. Doch zugleich war er erleichtert. Seine Mutter würde ihn zwingen, das Richtige zu tun, was immer das war. Sie würde es wissen. In gewisser Weise hatten sie das schon einmal zu-

sammen durchlebt. An jenem lang zurückliegenden Tag in der Küche war sie besessen gewesen. Sie hatte die Faust um ein Buttermesser geballt, ihr Mund stand offen, ihre Augen waren aufgerissen und schreckerfüllt, und sie sah aus, als wäre sie gar nicht mehr da. Die Sonne fiel auf das Buttermesser, und ein kleines Lichtquadrat zuckte nervös über den Tisch, huschte über die Decke. Ihre Seele war entflohen, seine Mutter war nicht mehr Herrin ihrer selbst. Und sie hatte ihn im Aufzug zurückgelassen. Das war unverzeihlich. Johns Vater hatte bereits das Unmögliche getan: Er war gestorben. Was John damals dachte, als er sich mit seiner Tante Louise dem Krankenzimmer seiner Mutter näherte: Bestimmt war auch seine Mutter gestorben. Seine Tante hatte einen Zettel mit der Zimmernummer in der Hand, den ihr die Frau am Empfang gegeben hatte. Hier ist es, sagte seine Tante. Sie klopfte an, dann drehte sie den Türknopf und steckte den Kopf ins Zimmer. John drängte sich an ihr vorbei. Mitten im Raum stand ein Bett, das von einem Vorhang umgeben war.

Falls hinter diesem Vorhang der Tod seiner Mutter war, das spürte John plötzlich, dann war er dem nicht gewachsen. Er wusste, dass er noch ein Kind war und den Gedanken, einer Sache nicht gewachsen zu sein, eigentlich noch gar nicht haben sollte. Die meisten Menschen mussten sich einer Erkenntnis dieser Art erst stellen, wenn ihre Kindheit längst hinter ihnen lag, das wusste er alles. Doch er hatte schon zu früh erfahren, dass man einer Situation nicht gewachsen sein konnte.

Helen, bist du da drin?, fragte Louise. John sah einen Schatten tanzen, groß und lang werden und wieder zusammenschrumpfen, als sich hinter den Falten des dünnen

Vorhangs jemand vor einem sehr hellen Lichtoval bewegte. Dann riss eine Krankenschwester mit geschäftigem Schwung den Vorhang auf. Die metallenen Vorhangringe auf der Chromstange über dem Bett klangen wie ein plätschernder Bach. Ein zartes Geklingel, das etwas Großes ankündigte. Eine Lampe mit verchromtem Schirm und grellem weißem Licht wurde versehentlich zur Seite gestoßen, und das Licht traf John in den Augen. Das Weiß des weißen Lichts: Er schloss die Augen davor.

Nur sekundenlang hatte er hinter den geschlossenen Lidern die Umrise seiner auf dem Bett sitzenden Mutter gesehen, eine schwebende, leuchtend orangefarbene Gestalt mit violetter Aura. Dann hatte er gezwinkert, und von der Peripherie war eine schwirrende Dunkelheit hereingebrochen und wieder geschwunden, und dann hatte die Schwester die große Lampe mit einem lauten Klicken ausgeschaltet. Es dauerte nur ein paar Sekunden, dann wurde der vage, glühende Umriss seiner Mutter konkret. John hatte seine Mutter wieder. Seine alte, normale Mutter, nur abgespannter und fröhlicher.

Komm, guck mal, sagte sie. John trat näher und stieß dabei gegen den Rolltisch, der direkt hinter dem zusammengerafften Vorhang stand. Auf dem Tisch stand eine Schale mit der Plazenta. Eine feste Masse purpurroten Blutes, die er auch roch – es war ein beißender, mineralischer, ozonartiger Geruch, fischig und faulig.

Nicht drum kümmern, sagte die Krankenschwester und schaffte die Schüssel rasch hinaus.

Hier, sagte seine Mutter. Nasses schwarzes Haar, blinzelnde schwarze Augen, das winzige Handgelenk mit dem Armband des Krankenhauses. Von diesem Moment an war Gabrielle

sein gewesen. Sie gehörte John. Er hatte das kleine Baby beschützt und geliebt.

Jetzt stand er in der Schlange, um an Bord des Flugzeugs zu gehen. Er hätte seine Schwester anrufen sollen, dachte er, nicht seine Mutter. Jede seiner Schwestern wäre besser gewesen als seine Mutter. Aber nun war es passiert. Er hatte genug von der roten Sonne und genug von seiner Mutter.

Wie geht es Gabrielle?, fragte er.

Sie erwartet, dass du ihr zu Weihnachten ein Flugticket nach Hause spendierst, sagte seine Mutter.

Gabrielle studierte in Nova Scotia Kunst. Sie hatte John ein Bild aus einem roten Vinylregenmantel angefertigt, an dem noch die Messingknöpfe hingen. Es war scheußlich, und er hatte ein Vermögen dafür ausgegeben, es rahmen zu lassen. Gabrielle war stinksauer gewesen.

Glas macht es kaputt, hatte sie gemault. Man muss es anfassen können. Es soll nicht zu deiner dämlichen Couch passen. John war verwirrt und gekränkt gewesen.

Ruf mich an, wenn du in New York bist, sagte seine Mutter. Dann reden wir über das Kind.